

## Fragen an mich selbst

In dem Unterricht, den ich meinen Studenten an der Musikhochschule Frankfurt/Main im Fach Tonsatz / Musiktheorie angedeihen lasse, geht es mir vorrangig und mit großer pädagogischer Freude darum, diesen sich in ihrer Entwicklung befindlichen Musikern nicht nur irgendein prüfungsrelevantes, leicht abfragbares technisches Rüstzeug zu vermitteln, das ihnen mithilfe handlicher Regeln das Verfassen von fehlerfreien musikalischen Sätzen ermöglicht. Nein – ich will nichts Geringeres erreichen, als dass diese Leute anfangen, über Musik nachzudenken (besser: **in** Musik zu denken!), ihre Wahrnehmung für alle Nuancen, Spannungen und Kräfte, die in der Musik (in jeder guten Musik) liegen, zu sensibilisieren, so dass ihnen nichts mehr auf eine bequeme und billige Weise bekannt und vertraut vorkommt, sondern dass sie immer mehr dahin kommen, zu staunen, in Frage zu stellen, Fragen zu stellen – ihre eigenen Fragen – und somit auch die Notwendigkeit erkennen, eigene Antworten darauf zu entwickeln, kurz: ein eigenes Profil als Musiker auszubilden.

Im Neu-Erleben jeder Musik sollen sie sich selbst neu erleben (so, wie es mir selbst auch immer wieder geht, wenn ich Musikstücke analysiere, Konzepte entwickle, was ich denn überhaupt vermitteln möchte...), sie sollen motiviert werden, sich selbst im Spannungsverhältnis zu der Musik, mit der sie sich auseinandersetzen, gänzlich einzubringen; dieses aber nicht in dem Sinne, wie mancher Salonvirtuose seine überstarke und vielleicht zu eitle Persönlichkeit jedem Werk in immer gleichförmiger Weise überstülpt, sondern dergestalt, das Wesen eines Stückes, eines Komponisten verstehen zu wollen und mit diesem Werk oder Personalstil in einem Frage-Antwort-Spiel in einen Dialog zu treten, der von der Eigenheit und dem Wesen beider Seiten gleichermaßen weiß.

So weit klingt das, denke ich, recht löblich und erstrebenswert, und ich bemühe mich, dieser mir selbst gesteckten Aufgabe als Lehrer immer gerechter zu werden.

Nun bin ich aber nicht nur Lehrer, ich bin selbst ausübender, ja schaffender Künstler, bin Komponist, und so will ich natürlich auch in meinem eigenen Umgang mit Musik, im eigenen Kompositionsprozess dazu kommen, immer mehr darüber zu erfahren, wer dieses „Ich“ eigentlich ist, das sich diese Musik ausdenkt. Ich möchte immer mehr verstehen und bewusster darüber Rechenschaft abgeben können, auf welche Weise meine Musik „sich“ äußert (in welchem Maße ich daran eigentlich tatsächlich und unmittelbar beteiligt bin), will ihren Nuancen (oder auch Grobheiten...) nachspüren. Ich möchte lernen, die Fragen zu verstehen, die meine eigene Musik für mich aufwirft, möchte erleben, wie in mir, darauf reagierend, neue Antworten erwachsen, solche, die meinem Wesen entsprechen oder es präzisieren, es ausdrücken in Formen, die nur *ich* so ausdrücken kann, weil es eben *meine* Fragen und Antworten sind, keine, die ich jemandem nachplappere.

Die große Frage, die sich mir stellt, ist: Gelingt mir dies? Die Frage ist vielleicht insofern berechtigt, da es immer wieder Momente gibt, in denen sich die von mir erfundene Musik von mir und meiner Autorschaft abkoppelt und ein Eigenleben als autonomes Gebilde entwickelt, mir auch fremd erscheint, als wäre sie nicht von mir, sondern von jemand ganz anderem. Und dann ist natürlich die Frage zu stellen, inwieweit diese Musik tatsächlich von mir durchdrungen ist, von meiner Person und von meinem Wissen um das, was diese „meine Person“ wesentlich ausmacht.

Freilich weiß ich darum, dass dies alles eben ein Prozess mit offenem Ende, oder besser: ganz ohne Ende! ist. Ich glaube ja auch nicht, dass meine Studenten zum Zeitpunkt ihrer bestandenen Abschlussprüfung in diesem Sinne an einem Ende angekommen sein werden. Ja, ich glaube daran, dass selbst die besten Lehrer zum größten Teil nur eine Saat aussäen können, die meist erst längere Zeit später aufgehen und Blüten und Früchte treiben wird. Ich selbst hatte im Studium eine knappe handvoll solche Lehrer, derer pädagogischer und künstlerischer Qualität ich mir zwar durchaus diffus bewusst war, und dennoch beginnen

manche Tiefen und Dimensionen, in welche sie in ihrem Unterricht vordrangen, erst jetzt in mein Bewusstsein zu dringen und mein tatsächliches Musizieren, Komponieren und Nachdenken zu beeinflussen. Also auch ich befinde mich nach wie vor in einem Prozess, der keinen Abschluss kennt.

Aber ich befinde mich nicht mehr im Studium, unterrichte selbst an einer Musikhochschule; ich muss meinen Weg selbständig gehen und darauf vertrauen, in meiner Ausbildung gelernt zu haben, meine Weiterentwicklung selbst in die Hand nehmen zu können, selbst Lösungen zu finden, wenn ich über einem Problem nicht weiterweiß. Was ich meinen Studenten beibringen möchte – ihnen das Rüstzeug dafür in die Hand zu geben, so dass sie auf ihren eigenen Beinen stehen und sich fortbewegen können – das muss ich (natürlich!) auch von mir selbst verlangen.

Doch weiß ich denn nun wirklich, wie mein eigener Weg aussieht und wohin er mich führt? Kann ich nun wirklich mit gutem Gewissen sagen, mich selbst und meine Musik zu kennen? Habe ich eine wirklich genügend klare Vorstellung von diesem „Ich“ hinter meiner Musik, weiß ich, wie es sich entwickelt hat (dumme Frage, mag da mancher meinen, habe ich doch diese Entwicklung von Anfang bis jetzt in jedem Augenblick miterlebt!), kann ich diese Entwicklung wirklich richtig deuten und sagen: „Meine Musik ist so und so, denn ich habe mich so und so entwickelt, habe die und die Einflüsse aufgesaugt und bin deshalb selbst so und so.“ ?

Vielleicht wirken diese Fragen ja gewollt, künstlich und aufgesetzt, doch muss ich ehrlich sagen, dass sie mich immer wieder beschäftigen und mich zwischen zwei Polen hin und her geworfen fühlen lassen, die mir mal das Gefühl geben, mich mit dem, was ich mache, vollauf im Einklang fühlen zu können; ein andermal bin ich neidisch auf ein Werk eines anderen Komponisten, denke, ich würde mir gerne eine ganz andere Musik ausdenken können, als die, welche mir nun einmal einfällt.

Welche dieser beiden Seiten bin denn nun wirklich ich?

Zunächst einmal ist es wohl die Musik, die ich tatsächlich schreibe, denn sie ist da, reell, greifbar vor mir auf dem beschriebenen Notenpapier, hörbar in Aufführungen oder Aufnahmen davon.

Die andere Musik, die ich manchmal gerne schreiben würde, ist nur Traum, noch nicht einmal Vorstellung, denn sie steht nicht vor mir. Und wenn sie es tut, bspw. in Gestalt von Werken anderer Komponisten, solche, auf die ich neidisch bin, da sie Antworten auf Fragen anbieten, die ich selbst gerne stellen und beantworten würde, dann sind dies eben gerade *nicht* meine Werke sondern die von anderen, und sie fallen mir so halt nun mal nicht ein!

Die Frage, die sich mir gelegentlich stellt (und die zugegebenermaßen müßig ist...), lautet: Würde mir andere Musik einfallen, wenn ich anders aufgewachsen, geprägt worden wäre? Wahrscheinlich schon, doch dann wäre auch dieses „Ich“ zweifellos ein anderes!

Und dennoch kommt von Zeit zu Zeit der Gedanke auf, ob das Bild, das ich von diesem „Ich“ habe, diesem „Ich“ tatsächlich entspricht oder ob es verfälscht ist und das eigentliche „Ich“ aufgrund irgendwelcher Zwänge gefangen hält und in seiner freien Entfaltung einschränkt. So, wie sich mir mein „Ich“ im wesentlichen darstellt, sehe ich einen harmoniebedürftigen, konfliktscheuen, romantischen Träumer, der allerdings auch durchaus klare Standpunkte hat und diese im Ernstfall (aber wirklich nur dort) auch bestimmt vertreten kann. Ansonsten sehe ich aber keinesfalls jemanden, der dazu neigen würde, die Welt mit revolutionärem Geist aus ihren Angeln zu heben, anderen seine Meinung aufzuzwängen und die Menschheit mit messianischem Eifer in eine bessere Zukunft führen zu wollen, auch wenn er durchaus mit Nuancen und kleinen Schritten ein gutes Beispiel abgeben möchte.

Dieses „Ich“ ist in einer der Kultur zwar nicht abgeneigten, aber doch hinterweltlerisch dörflichen Umgebung aufgewachsen. Neues, Revolutionäres kam darin nicht vor, und wenn es doch mal Begegnungen mit derartigem gab, dann lösten diese keine Neugier sondern

Unverständnis, Langeweile oder gar Abscheu aus. Eine Radiosendung mit Schostakowitschs Fünfter, die ich im Alter von vielleicht dreizehn Jahren hörte, ließ mich erst einmal ein paar Jahre einen weiten Bogen um diesen Komponisten machen (der Radiomoderator kündigte die Sinfonie unter ihrer Tonart „D-Moll“ an, und ich fragte mich, irgendetwas Brahmsisches erwartend, was denn an diesem kakaphonen Stück nun D-Moll sein sollte). Britten's Musik (die mir heute eine der wichtigsten und liebsten ist...) lernte ich etwa mit fünfzehn kennen und fand sie einfach nur öde.

Die Behandlung des Alban Berg'schen Violinkonzertes im Musikleistungskurs Klasse 12 entlockte mir den Kommentar, dass ich so etwas Schräges nie zu schreiben gedächte.

Meine ersten musikalischen Interessen galten der Operette, und da auch noch ausgerechnet einem der kitschverdächtigsten Vertreter, Franz Lehár in seiner späten Phase der tragischen Operette.

Im Abituralter schrieb ich ein ausgedehntes (man kann auch langatmig sagen) Streichquartett, das stilistisch zwischen Mendelssohn, Brahms und Mahler changierte, und eine Bach-Kantate, die wir sogar mit der Schule aufführten.

Gershwin, Poulenc und Stravinsky (aber eher der des „Feuervogels“ als der des „Sacre“ oder „Oedipus Rex“) kamen mir wie ein Ideal von Moderne vor, das zu überschreiten es nicht Not täte.

Man muss sich fragen, ob aus solch einem Umfeld ein nur halbwegs sinnvoll nachdenkender Künstler erwachsen kann!

Sehr heilsam in einer meine ganze Person umfassenden Weise war der Beginn des Studiums, der mich von zu Hause wegfürte und schließlich auch in die Großstadt brachte, wo mir klar wurde, in jenes Umfeld nicht mehr dauerhaft zurückkehren zu wollen. Es wuchs tatsächlich eine Neugier, nun doch einmal langsam zu erfahren, was es mit all den Dingen außerhalb meines bisherigen Horizontes denn nun auf sich hatte. Ich bekam ein Gefühl für die Schönheit von Dingen, die mir bis dahin verschlossen waren. Allerdings darf man sich aber nicht vorstellen, nun hätte ein Emanzipationsprozess in Form eines harten Schnittes und bewussten Neuanfangs stattgefunden. Bei aller Neugier auf Neues, bei aller Offenheit, blieb doch die Bodenhaftung auf allem, was ein traditionelles Fundament in mir angelegt hatte, erhalten, wurde neu befruchtet und teilweise zum ersten Mal bewusst gemacht.

Mein Hören erschloss sich die Schönheit eines Lachenmann-Stückes wie „Guero“, die Kraft und den Sog seines „Mouvement... vor der Erstarrung“, die Poesie einiger Sätze von Messiaen, die tiefen Dimensionen und psychologischen Faszinationen von Opern wie Holligers „Schneewittchen“ oder Rihms „Jakob Lenz“. Neue Musik wurde mir vertraut, ich fasste Vertrauen zu ihr. Auch ältere Musik lernte ich auf eine neue Weise zum ersten Mal bewusst kennen.

Aber bei allen meinen Versuchen, diesen neuen Höreindrücken eigene kompositorische Versuche folgen zu lassen, wurde mir immer bewusster, dass ich - bei aller Faszination, die solche Musik hörend auf mich ausübt - als Komponist in solchen neuen Kleidern mir selbst fremd blieb, dass ich diese Versuche nicht wirklich mit Authentizität füllen konnte.

Meine vorgeblich „modernste“ Musik, beispielsweise der erste Abschnitt meines Klaviertrios (das ich in seiner Gesamtheit eigentlich mag), halte ich für meine misslungenste und unorganischste, für die, die am wenigsten wahr und am aufgesetztesten wirkt.

Momentan lasse ich es zu, dass meine Musik immer deutlicher und klarer tonal zentriert ist, jedoch liegt es mir fern, mich damit einem zweifelhaften Massengeschmack anzubiedern und es mir selbst leicht zu machen. Ich will damit nicht Klischees bedienen.

Aber ich habe, gerade durch meine pädagogische Beschäftigung mit älterer Musik, immer weniger das Gefühl, dass Tonalität verbraucht ist, staune immer mehr über die Kraft und Suggestion, die in guter tonaler Musik liegen kann, oder über die Modernität etwa der Schubert'schen Tonalität. Benjamin Britten ist mir *deshalb* immer wichtiger und vorbildhafter

geworden, weil ich bei ihm (wie auch bei Schostakowitsch) lernte, dass man sich als Zeitgenössischer Komponist nicht der Verantwortung entzieht, mit seiner Musik die ästhetischen, philosophischen und sozialen Fragen seiner Zeit zu reflektieren, wenn man in irgendeiner Form an Tonalität festhält. Dabei ist „festhalten“ in diesem Zusammenhang eigentlich ein vollkommen unpassendes Wort, denn beide klammerten sich nicht ängstlich an etwas überkommenes Altes, das zu entgleiten drohte, sondern sie entwickelten ihre ganz eigene Tonalität, die mit keiner vorher dagewesenen vergleichbar wäre. Sie thematisierten beide gleichzeitig die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten tonalen Komponierens in heutiger Zeit, wodurch ihre Tonalität nicht platt und rückwärtsgewandt wurde, sondern schillernd, vielschichtig, aussagekräftig, packend, in die Tiefe gehend, aktuell. Auch ihr Umgang mit traditionellen Formen und Gattungen war nicht ein sich bequem Bedienender. Sie stellten immer neue Fragen an das Bekannte und fanden immer neue Lösungen.

Dieser Haltung fühle ich mich sehr verwandt, und dennoch bin ich nicht der Verpflichtung entbunden, in meine Musik hineinzuhorchen, ihren Tendenzen nachzuspüren und sie auf ihre Ehrlichkeit hin abzuklopfen, denn ich will natürlich auch kein Britten-Abziehbild sein, dabei würde ich genauso kläglich scheitern müssen wie beim Versuch, wie Helmut Lachenmann zu werden.

Aber Tonalität, die Suche nach meiner eigenen, Umgang mit traditionellen Formen und Mustern, meine Reaktion darauf, das alles scheint mir meinem Wesen als Komponist zu entsprechen, und es gilt, dabei meinen eigenen Weg zu finden.

Trotz allem bleibt die Frage: Ist dieses mein „Ich“ nur zufällig in diese Geschichte hineingeraten, die seine eigene zu sein scheint, und hätte es in einer anderen Geschichte noch „Ich“ sein können, dabei aber nicht gefesselt und beschränkt von kleinbürgerlichen Denkstrukturen, frei für weitläufigere, ausgefallene, unbetretene Pfade?

Oder steckt die Chance, ich selbst zu sein, gerade in dieser speziellen Entwicklung und in diesen Prägungen, die sich als meine persönlichen herausgestellt haben? Mache ich es mir leicht, indem ich – mich auf eine eingeschränkte Herkunft berufend – nicht die Notwendigkeit zugebe, Energie aufbringen zu müssen, frecher, unerhörter zu werden, mich von Fesseln zu befreien; oder ist es im Gegenteil gerade eine kraftzehrende, schwere Aufgabe, gerade den Weg, den ich gehe, immer konsequenter weiterzugehen gegen alle Kritik und Unkenrufe, ich könnte ein eklektizistischer Ewig-Gestriger sein, der naiv, reaktionär, vielleicht sogar dumm ist, der Welt aber auf jeden Fall nichts Substantielles zu sagen hat?

Ich denke, die Antwort darauf kann mir keiner geben außer meiner Musik selbst. Ich muss sie als ein selbständiges, autonomes Wesen wahrnehmen, wie ein Kind, das aufwächst und seinen eigenen Charakter hat und entwickelt und bei dessen Entwicklung die Eltern nichts dreinzureden haben.

Ich muss sehen, wie sie sich entwickelt, muss ihr die Freiheit und den Raum lassen, sich dorthin entwickeln zu können, wohin sie möchte, muss mir einen klaren Blick bewahren (oder auch erst aneignen), um zu erkennen, was diese Richtung ist.

Das erfordert Geduld und Bescheidenheit. Letzteres glaube ich zu besitzen, beim ersten, fürchte ich, gibt es immer wieder gehörige Defizite.

26./27. 11. 2003